

Von den zerbrochenen menschlichen Bindungen zum mitfühlenden Dialog. Die generationsübergreifende Wiederherstellung zerstörter zwischenmenschlicher Verbundenheit.

Peter Pogany-Wnendt

Aber ich glaube fast, wir sind allesamt Gespenster, Es ist ja nicht nur, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns herumgeistert; auch alte, abgestorbene Meinungen aller Art, alte, abgestorbene Überzeugungen und ähnliches. Sie sind nicht lebendig in uns; aber sie sitzen doch in uns fest, und wir können sie nicht loswerden. ... Sie scheinen so zahllos zu sein wie Sandkörner. Und darum sind wir auch so gotterbärmlich lichtscheu; wir alle miteinander. (Henrik Ibsen, Gespenster)

Das Erbe des Holocaust.

Ein 1951 geborener deutscher Freund besucht in den 1970er Jahren Israel. Am Flughafen von Tel-Aviv angekommen, setzt er sich in ein Taxi und lässt sich von einem jungen Israeli in die Stadt fahren. Unterwegs entwickelt sich ein angeregtes und freundschaftliches Gespräch zwischen den beiden bis der Taxifahrer seinen Mitfahrer nach dessen Herkunftsland fragt. Als er die Antwort „from Germany“ hört, tritt er reflexartig auf die Bremsen und fordert kommentarlos den Fahrgast auf, samt Koffer auszusteigen. Der verdutzte Deutsche folgt sprachlos der Aufforderung und findet sich in Sekundenschnelle einsam und verlassen am Rande der Straße wieder. Seltsamerweise empfindet er nicht Wut auf den unverschämten Taxifahrer, sondern Scham. Obwohl er sich gegenüber dem jungen Juden nichts hatte zu Schulden kommen lassen, war die Situation *ihm* peinlich. Er verspürte sogar Schuldgefühle - allein wegen der Tatsache, dass er Deutsche war.

Das Beispiel illustriert die Explosivität, die sogar in harmlosen Situationen des Alltags hervortreten kann, wenn nach dem Holocaust geborene Juden und Deutsche sich begegnen. Ressentiments auf der einen Seite treffen offensichtlich auf Schuld- und Schamgefühle auf der anderen. Die Folgen können sehr irrational und destruktiv sein. Dies obwohl weder die Einen Täter, noch die Anderen Opfer waren und sie sich gegenseitig persönlich keinen Schaden zugefügt haben. Die

unverwischbaren Spuren, die der Holocaust in den Tätern und ihren Helfern, sowie in den Überlebenden hinterlassen hat, finden sich offenbar auch in ihren Nachkommen wieder. Die Täter haben ihre Taten größtenteils verschwiegen. Sie verloren ihre „humane Orientierung.“ (Giordano, 2008) Die Konfrontation mit der eigenen Unmenschlichkeit hätte zu einer kaum zu ertragenden Selbstbeschämung geführt – Das ungeheure Ausmaß an grausame Taten, die die Täter im Zuge des Holocaust begangen haben, erschütterte das Fundament ihres Menschseins: Sie vernichteten durch ihre Grausamkeit ihre eigene Würde und Selbstachtung. Die Überlebenden konnten kaum über das unfassbare Leid, das sie erfahren haben, sprechen – ihr Schmerz war unerträglich. Als Konsequenz hinterließen beide Seiten – Täter und Opfer – ihren Nachkommen eine schwere psychologische „Erbschaft“, die eine unbefangene Begegnung zwischen ihnen verhindert. Sie sind im Umgang miteinander belastet. Die Teilnehmer einer vom israelischen Psychologen Dan Bar-On in Deutschland ins Leben gerufene Selbsthilfegruppe „Kinder von Tätern“ bringen dieses Problem folgendermaßen zum Ausdruck:

„...Können wir den Juden in der gleichen Weise gegenüberreten wie Angehörigen unseres eigenen Volkes? Können wir akzeptieren, daß sie ebenso freundlich oder unfreundlich sind wie wir? Können wir Israel als einen Staat wie alle anderen ansehen und ertragen, daß die Regierung Fehler macht, so wie unseren Regierungen Irrtümer unterlaufen? Können wir also aufhören, das jüdische Volk durch unsere Idealisierung zu überfordern? Ständige Enttäuschung ist sonst vorprogrammiert. Können wir schließlich die Vergangenheit wirklich hinter uns lassen und eigene Entscheidungen treffen, die nicht von den Taten unserer Eltern beeinflusst sind?“¹

Der Holocaust war in erster Linie ein Angriff auf die Menschlichkeit, sofern man darunter eine Haltung versteht, die die Mitmenschen mit Wohlwollen und Respekt begegnen will. Wie alle schwerwiegenden Traumatisierungen, die Einzelne oder Großgruppen anderen Menschen oder Großgruppen zufügen, führte er durch den Hass, den er hervorbrachte, zu einem Prozess des zunehmenden Verlustes zwischenmenschlicher Solidarität, der schließlich im völligen Bruch der menschlichen Bindungen zwischen Tätern und Opfern endete. Unter „menschliche Bindungen“ verstehe ich hier die mitfühlenden Beziehungen zwischen Menschen, die auf gegenseitige Achtung vor dem Leben und der Würde des Anderen beruhen. Indem die Täter des Holocaust andere Menschen verfolgten, folterten, beraubten und schließlich ermordeten, verloren sie den Respekt vor ihren Opfern als menschliche Wesen und bewirkten den Abbruch der menschlichen Bindungen zu ihnen. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass unter diesen Umständen auch die Opfer die Täter nicht mehr als Menschen anerkennen konnten, die Respekt verdienten. Dadurch ergab sich ein Bruch im

¹ Bar-On, Dan, 1993. S. 301 f.

Gefühl zwischenmenschlicher Verbundenheit – eine Empfindung, die vom Mitgefühl getragen wird. Nach dem Ende des Genozids war die unmittelbare Wiederherstellung mitfühlender Bindungen zwischen den Tätern und den Überlebenden nicht möglich. Hierzu wäre eine einfühlsame Haltung der Täter gegenüber den Opfern ihrer eigenen Grausamkeit notwendig gewesen, die zum Eingeständnis der eigenen Schuld, zur aufrichtigen Reue und zum Bemühen um Wiedergutmachung hätte führen müssen. Dazu war kaum ein Täter in der Lage. Die Überlebenden konnten ebenso wenig eine emotionale Verbindungen zu ihren ehemaligen Tätern herstellen: Allzu groß waren ihr Schmerz und ihre Verletztheit und zu nachhaltig der Hass. Der Holocaust machte aus Tätern und Opfern Feinde. Der Bruch im elementaren Gefühl der zwischenmenschlichen Solidarisierung, der in der Generation der Protagonisten des Holocaust stattfand, tradierte sich weiter. Er lebt in den Kindern und Kindeskindern beider Seiten - meist unsichtbar - fort und droht auf verhängnisvoller Weise neue Brüche in deren zwischenmenschlichen Bemühungen zu verursachen und sie ebenso zu Feinden zu machen.

Biographische Hintergründe

Die Holocaust-Erfahrung meiner Eltern: Das Gespenst in meiner Seele

Meine Eltern überlebten in jungen Jahren den Holocaust in Ungarn. Sie blieben ein Leben lang schmerzlich verwundet und gaben ihre Verwundungen teilweise an mich weiter. Daher wurde mein Leben gleichsam von zwei bedeutsamen geschichtlichen Ereignissen geprägt: Dem ungarischen Aufstand im Jahre 1956² und dem Holocaust mehr als ein Jahrzehnt zuvor. Da ich 1954 in Budapest geboren wurde, erlebte ich als Zweijähriger die Schrecken der Revolution aus nächster Nähe. Die Flucht aus Ungarn führte mich gemeinsam mit meinen Eltern und Großeltern nach Chile, wo ich bis zu meinem 16. Lebensjahr aufwuchs. Von diesem Ereignis trage ich Erinnerungsspuren, die sich unauslöschlich in meine Seele eingebrannt haben. Als eine Realerfahrung kann ich sie unmittelbar betrauern.

Ganz anders verhält es sich mit dem Holocaust. Diesen habe ich nicht selbst erlebt. Daher kann ich

² Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Ungarn, die an der Seite der Deutschen gekämpft hatte, unter russischer Herrschaft. Am 23. Oktober 1956 begann der ungarische Volksaufstand gegen die Regierung der kommunistischen Partei. Am 4. November marschierte die russische Armee in Ungarn ein und schlug den Aufstand blutig nieder. Etwa 200000 Menschen flüchteten während des Aufstandes aus Ungarn.

keine eigenen Erinnerungsspuren in mir tragen. Dennoch fühlte ich mich als Kind und auch später in weiten Teilen meines erwachsenen Lebens als sein Opfer. Er fühlte sich *in mir* real an, als ein „lebendiges“, an starke Emotionen gebundenes und gleichzeitig nicht konkret fassbares, irreales Etwas – immer bedrohlich. Er kam mir vertraut vor und fremd zugleich; als wäre er ein Teil von mir und zugleich etwas nicht zu mir Gehöriges. Ich wurde nur *mittelbar* durch meine Eltern und Großeltern zu seinem Opfer. Wie konnte ich etwas bewältigen, das ich selbst nicht erlebt habe?

Mein Vater wurde im Sommer 1944, im Alter von 18 Jahren in ein Arbeitslager verschleppt. Er musste unter unmenschlichen Bedingungen in der Kupfermine Bor/Jugoslawien arbeiten, bis das Lager von Partisanen befreit wurde. Nach dem weiten Marsch zurück nach Budapest, fand er seine Eltern nicht wieder. Er hat nie erfahren wie sie umgekommen sind. Vermutlich wurden sie, wie unzählige andere Juden von den deutschen Nazis oder den grausam wütenden ungarischen Pfeilkreuzler am Donauufer erschossen. Er blieb alleine mit seiner Großmutter zurück. Meine Mutter überlebte gemeinsam mit ihren Eltern und jüngeren Schwester. Sie begaben sich im Juni 1944 auf die Flucht mit falschen Papieren. Meine Mutter war erst 13 Jahre alt.

Schon früh in meiner Kindheit erzählten mir meine Eltern und Großeltern die Geschichte ihres Überlebens. Sie hörten sich wie dramatische Abenteuergeschichten an. Ich konnte sie damals nicht wirklich verstehen und dennoch wurden sie zum Bestand meines eigenen kindlichen Gefühlslebens. Die grausamsten Geschichten haben sie mir nie offen erzählt. Einige davon erfuhr ich erst im Jahre 2009 von der Schwester meiner Mutter. Die familiäre Atmosphäre war geprägt von unbestimmten Gefühlen, die sich wie eine dunkle bedrohliche und bleiern unauflösliche Wolke über unser Leben ausbreiteten und meine spontanen kindlichen Bekundungen von Freude und Lebendigkeit stark einschränkten. In der Hauptsache bestand dieser atmosphärische Schleier, der alles andere überspannte, aus dem Gefühl der Trauer und des Schmerzes, das von meinem Vater ausging und der Panik und Angst, das meine Mutter in Situationen verbreitete, wo reale Gefahren nicht ersichtlich waren. Unterlegt wurde diese erdrückende Stimmung von einer unterschwellig aggressiv-vorwurfsvollen Ausstrahlung, die ich meistens auf mich bezog, da ich deren Quelle nirgendwo sonst orten konnte.

Ich vermute heute, dass der Horror der Verfolgung in meinen Eltern nicht nur unheilbaren Schmerz und Angst hinterließ, sondern auch (abgewehrte) Wut, Hass, Rachegefühle und Ressentiments auf die Verursacher ihres Leides, die für immer anonym blieben und die sie nicht mehr zur Rechenschaft ziehen konnten. Damals konnte ich die verwirrenden emotionalen Schwingungen, die

über unserem familiären Alltag schwebten, nicht einordnen. Ich wurde selbst zu einem traurigen und ängstlichen Kind und übernahm auch den Hass auf „die Deutschen“ oder „die Nazis“. Diese wurden zum Inbegriff des Bösen, obwohl ich nicht wusste, wer oder was diese „Deutschen“ waren. Die ermordeten Eltern meines Vaters lebten als Untote in der Erinnerung mitten unter uns weiter und brachten jede Äußerung spontaner Freude sofort zum Ersticken. Der Schmerz war allgegenwärtig. Ich wollte diesem Seelenschmerz entkommen, konnte es aber nicht, weil ich mich gleichzeitig verantwortlich fühlte, ihn für meine Eltern zu tragen. Mitten in diesem emotionalen Chaos versuchte ich ein normales Kind zu sein und mein eigenes Leben zu leben. Aber was war unter diesen Umständen „normal“ und was mein „eigenes Leben“?

Die unerträgliche Geißel, die ich damals nicht als solche benennen konnte, wollte nicht weichen. Der Holocaust war wie ein Gespenst, das sich nicht vertreiben lässt. Ich war mit Eltern konfrontiert, die in sehr jungen Jahren in ihrem Glauben an das Menschliche schwer erschüttert worden waren, und die nun unabsichtlich in mir ihre Hoffnungen auf ein menschenwürdiges Leben und auf eine bessere Zukunft setzten. Sie erhofften sich von meiner natürlichen kindlichen Liebe Linderung von ihrem unerträglichen Schmerz. Welch unmögliche Bürde!

Ich weiß nicht, was mir half meine Hoffnung aufrechtzuerhalten und den Kern meiner Persönlichkeit gegen das drückende Gewicht des Holocaust zu bewahren. Während meiner Pubertät fing ich an, mich von meinen Eltern abzugrenzen und mich mehr um meine eigenen altersentsprechenden Angelegenheiten zu kümmern. Ich ging regelmäßig zu einer zionistischen Jugendorganisation und begegnete dort Juden, die stolz darauf waren Juden zu sein. Das war neu für mich. Meine Eltern hatten mir vermittelt das Jüdisch-Sein zu verbergen. In mir wurde ein bis dahin unbekannter rebellischer Geist geweckt, der mir half zunehmend gegen meine Eltern offener aufzubegehren. Vielleicht wirkte sich dieser neuer Geist angstmildernd aus. Das Gefühl (als Jude) passiv ausgeliefert zu sein, verwandelte sich in eine Zuversicht zukünftig das Schicksal aktiv bestimmen zu können.

Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust gewann eine neue Qualität, als ich im Jahre 1970 mit meinen Eltern nach Deutschland, in das „Land der Täter“ kam, wo die Menschen lebten, die in meiner Vorstellung der „Inbegriff des Bösen“ waren. Wieso entschieden sich meine Eltern ausgerechnet nach Deutschland zu kommen? Diese Frage hat mir bis heute keine Ruhe gelassen.

In Deutschland stellten sie eine paradoxe Situation her: Sie verheimlichten ihre jüdische

Zugehörigkeit, weil sie Deutschland weiterhin als feindselig und bedrohlich erlebten. So schafften sie eine Situation, in der sie sich erneut verfolgt fühlten und glaubten sich wieder verstecken zu müssen. In jedem älteren Deutschen, vor allem, wenn er ihnen unfreundlich begegnete, sahen sie einen „alten Nazi“. Dabei gab es in Deutschland Anfang der 1970er Jahre wahrscheinlich nicht mehr Antisemitismus als in Chile. Ich verstand zunächst ihre Ängste nicht und rebellierte offen gegen die Heimlichtuerei und wollte mich mit der Lüge nicht abfinden. Stark von der stolzen Haltung, die ich in der jüdischen Jugendorganisation kennen gelernt hatte, wollte ich unser Judentum heldenhaft hochhalten. Bald aber beugte ich mich dem Wunsch meiner Eltern und unterwarf mich dem Gebot des Schweigens. Innerlich brannte aber die Flamme der Rebellion, die in mir das Gefühl Sich-Selbst-Nicht-Leugnen-zu-Dürfen hoch hielt, weiter. Ich hatte selbst nicht die Erfahrungen gemacht, die meine Eltern zu ihrer Haltung bewegten und spürte instinktiv, dass ich ihre Angst respektieren musste, auch wenn ich ihre Entscheidung für mich innerlich nicht annehmen konnte. Nach Außen lebte ich also ein normales Leben und entwickelte mich im Sog des damaligen Jugendprotestgeistes der 70er Jahre mit Protestliedern von Bob Dylan, langen Haaren und Rockmusik. Ich integrierte mich gut in die deutsche Gesellschaft. Dennoch blieb ein Gefühl des Fremdseins bestehen.

Der Prozess der Offenlegung meines Jüdischseins vollzog sich langsam über Jahre. Je älter ich wurde, desto stärker baute sich in mir der innere Widerstand gegen die Verheimlichung auf. Ich rang immer stärker mit meinen widersprüchlichen Gefühlen – die Scham mich verstecken zu müssen, der Zorn über den Selbstverrat, die Angst meine Eltern durch Offenlegung zu verraten und der Wunsch sie zu schützen. All das kriegte ich nur schwer unter einen Hut. Als ich 1985 heiratete, entschied ich meine jüdische Zugehörigkeit nicht mehr verheimlichen zu wollen. Ich wollte nicht, dass meine Kinder sich verstecken müssten. Als ich meinem Vater meine Entscheidung mitteilte, war ich tief berührt, dass er, statt mit mir zu schimpfen, wie ich es erwartet hatte, mit Tränen in den Augen mir wortlos sein Einverständnis zunickte.

Mein Beitritt in PAKH 1995 war ein weiterer wichtiger Schritt der offenen Bekenntnis zu meiner jüdischen Zugehörigkeit. Mein Vater starb leider schon 1994. Ich weiß nicht, wie er darauf reagiert hätte, aber ich vermute, dass ich mit seiner Unterstützung hätte rechnen können. Bei einem von PAKH organisierten Symposium „Das Ende der Sprachlosigkeit?“ im Jahre 1998 gab ich zum ersten Male öffentlich meine Zugehörigkeit zum Judentum preis. Meine Mutter saß unter den 300 Zuhörern. Auch hier gab es wider Erwarten keine negative Reaktion ihrerseits. Vielleicht war sie in gewisser Hinsicht erleichtert über meine Offenbarung der Wahrheit. Sie war allerdings überrascht und traurig berührt, zu hören wie sehr mich deren Holocaust-Geschichte von Kind an geprägt und

auch belastet hat. Das hatte sie nicht gewusst. Sie hatte geglaubt es sei „einfach Vergangenheit“ gewesen, die sie hätten vergessen und von mir fern halten können und deswegen keinen Einfluss auf mein Leben gehabt hätte.

PAKH: Eine Plattform für den schwierigen Dialog.

Ich trage das unentrinnbare Erbe des leidvollen Schicksals meiner Eltern in mir. Dies wurde mir erst im Erwachsenenalter bewusst.

Auf der Suche nach Möglichkeiten mich mit diesem belastenden Erbe auseinandersetzen zu können, wurde ich 1995 Gründungsmitglied des PAKH³. Zum damaligen Zeitpunkt, 50 Jahre nach Kriegsende, gab es in Deutschland nur wenig Raum für die Auseinandersetzung mit der persönlichen Familiengeschichte im Zusammenhang mit dem Krieg und dem Holocaust. Selbst in meiner psychoanalytischen Ausbildung wurde das Thema kaum berührt. In PAKH begegnete ich Deutsche und Juden⁴ der sog. „zweiten Generation“, die gewillt waren diese transgenerationelle Last zu verstehen und miteinander in einen konstruktiven Dialog zu treten. Sehr bald musste ich aber erkennen, dass ich mit meinen deutschen Mitstreitern verkrampft und vorsichtig, ja sogar ängstlich oder mit irrationaler Wut umging - und sie begegneten mir ebenso befangen, behutsam und unsicher. Allein meine Bereitschaft ihnen gegenüber offen und freundschaftlich zu sein, reichte offensichtlich für einen „normalen“ Dialog nicht aus. Immer wieder wurde ich von meiner heftigen Aggressivität, die manchmal wie aus dem Nichts hervortreten konnte und mir meine deutschen Freunde und Kollegen wie „Feinde“ erscheinen ließ, überrascht. Ich entwickelte oftmals auch irrationale Angst vor ihnen. Mir war am Anfang nicht bewusst, dass die Heftigkeit mancher Auseinandersetzung von der latenten Dynamik, die uns unsere Eltern weitergereicht hatten, bestimmt wurde. Mit Hilfe der Supervision durch den Psychoanalytiker Vamik Volkan wurden mir die verhängnisvollen Prägungen allmählich bewusst. Volkan fasste die damalige Dynamik der

³ D Kapitel 2 beschreibt Johannes Pfäfflin die Gründungs- und Aufbauzeit des PAKH.

⁴ Mir ist bewusst, dass eine solche Aufteilung mehr als unglücklich ist, weil sie einen Gegensatz oder eine Ausschließlichkeit der beiden Gruppen suggeriert, die in diese Form nicht vorhanden ist. Es wäre wahrscheinlich zutreffender von „jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen“ oder von „deutschen und nicht-deutschen Juden“ zu sprechen. Ich wähle hier diese vereinfachende Begrifflichkeit, weil ich unbewusste dynamische Prozesse zeigen will, die sich aus der mehr als fragwürdige Trennung in „Deutsche“ („Arier“) und „Juden“ („Untermenschen“), die die Nazis vorgenommen haben, entwickelt haben. Durch ihre auf Rassenwahn beruhende Ideologie und den Vollzug des Massenmords erzwangen die Nazis eine Zuteilung in „Täter“ und „Opfer“, in „Böse“ und „Gute“. Diese mit feindseligen Gefühlen besetzte schwarz-weiß Aufteilung wurde den Nachkommen transgenerationell weitervermittelt und findet ihren Niederschlag in ihren unbewussten seelischen Repräsentanzen. So kommt es, dass manchmal meine „deutschen“ Freunde gereizt reagieren oder sich verletzt fühlen, wenn ich von „Deutsche“ und „Juden“ spreche, weil sie sich von mir der Gruppe der „Bösen“ und der Täter zugewiesen fühlen. Unausgesprochen ordne ich mich selbst in die Gruppe der Opfer und damit der „Guten“ ein.

Gruppe folgendermaßen zusammen:

„Die Mitglieder der PAKH-Kerngruppe waren psychoanalytisch geschulte Kollegen, Personen mit gemeinsamen Interessen und keine Feinde. Ihre deutschen und jüdischen Eltern, Großeltern und Verwandte hatten jedoch unter völlig anderen Bedingungen gelebt. Sie waren Feinde, Opfer und Täter – und die nachfolgenden Generationen haben dieses unselige Erbe sowohl bewußt als auch unbewußt zu tragen. Obwohl inzwischen ein halbes Jahrhundert vergangen war, trugen sie noch immer das unsägliche Trauma des Krieges und der Vernichtung in sich...“ (Volkan, 2000. S. 32)

In PAKH habe ich erfahren wie sehr der Dialog zwischen den Nachkommen der Überlebenden und der Täter des Holocaust von dem „unseligen Erbe“ belastet ist. Das bewusste Bemühen um ein aufrichtiges Miteinander konnte von unbewussten feindseligen Wünschen und Gefühlen konterkariert werden. Heftige Gefühle, die ursprünglich aus der feindlichen Beziehung der Eltern und Großeltern zueinander stammten, konnten in der Gruppe aufeinander treffen und verhängnisvolle Auswirkungen entfalten. Die nicht aufgearbeitete Schuld bzw. das Leid der Eltern schien, wie ein Gespenst, das sich nicht greifen lässt, an die nächsten Generationen weitergegeben worden zu sein, samt Schuld- und Schamgefühle, Schmerzen, Trauer, Ressentiments, Hass- und Rachegefühle, Ängste, sowie der unmenschlichen Ideologie, die viele mit Beendigung des Krieges keineswegs abgelegt haben. Durch diese Bürde blieben die Kinder auf beiden Seiten an ihre Eltern emotional eng gebunden. Sie identifizierten sich teilweise mit dem Opfer- oder mit dem Tätersein der Eltern⁵ und begaben sich unbewusst in die *Opfer- bzw. Täterrolle*⁶. (Volkan, 2002) Gleichzeitig machten sie die Anderen zu Projektionsflächen auf die sie ihre übernommenen Empfindungen richteten. Je nachdem auf welcher „Seite“ sie standen, sahen sie im Anderen unbewusst die Antipode - den „Täter“ oder das „Opfer“. Diese unbewusste transgenerationale Rollendiffusion konnte in der PAKH-Gruppe zu verhängnisvollen Verstrickungen führen, bei denen die Opfer-Täter-Dynamik in unterschiedlichen Konstellationen reinszeniert wurde. Volkan (1999) beschreibt, wie diese Dynamik sich sogar nach Generationen wiederherstellen kann.

Bei unseren Zusammenkünften in PAKH-core group⁷ entwickelten sich oftmals aus banalen und

⁵ Nach Vamik Volkan reicht die Identifikation nicht aus, um die transgenerationale Weitergabe zu erklären. Er postuliert das Konzept der **deponierten Repräsentanzen**. Dabei spielen die Eltern die aktive Rolle. Sie zwingen dem Kind Aspekte des eigenen (verletzten) Selbst oder der eigenen verinnerlichten Objektbilder auf, die sie in der Selbstrepräsentanz des Kindes „deponieren“. (Volkan, Vamik D./Ast, Gabriele/Greer, William F. Jr. 2002)

⁶ Die „Täter- (Opfer-)Rolle“ übernehmen, bedeutet in diesem Zusammenhang sich (bewusst oder unbewusst) als Täter (Opfer) zu geben bzw. zu fühlen, *ohne* es in Wirklichkeit zu sein.

⁷ Siehe Kapitel 2, Johannes Pfäfflin

alltäglichen Konflikten Situationen, in denen heftige Emotionen hervortraten und ich - wie auch andere jüdische Teilnehmer - mich unbewusst als bedrohtes „Opfer“ fühlte und meine deutschen Gegenüber als gefährliche „Angreifer“ bzw. „Nazis“ erlebte. Ohne es zu merken war ich gefangen in einer Opferrolle, die aus einer Übernahme des Opferseins meiner Eltern hervorging. Die deutschen Mitglieder erlebten sich oft als „Aggressoren“, entwickelten demzufolge schnell „Schuldgefühle“, wenn sie von den jüdischen Mitgliedern wegen ihres Verhaltens kritisiert wurden und gingen sehr vorsichtig und zurückhaltend mit ihrem Ärger um. Jüdische Teilnehmer dagegen reagierten entweder unangemessen aggressiv ihren deutschen Kollegen gegenüber oder mit ängstlichem Rückzug. So z.B. verhielt ich mich gegenüber Johannes Pfäfflin am Anfang unserer Beziehung „ängstlich“ und hatte Respekt vor ihm - ich fühlte mich ihm gegenüber „nicht gleichwertig“. Er dagegen bedankte sich bei jeder Gelegenheit bei mir, so als wollte er mich „beschwichtigen“ oder mich „für sich gewinnen.“ Sein Verhalten, erschien mir übertrieben und erzeugte zunehmenden Ärger in mir. Ich musste erst meine Ängstlichkeit ihm gegenüber überwinden, um mit ihm über meinen Ärger sprechen zu können. Dann konnten wir das unterschwellige gegenseitige Misstrauen und die Verletzlichkeit überwinden.

Sogar triviale Ereignisse wie ein Fußballspiel konnten eine hoch emotionale Bedeutung gewinnen. Während eines Treffens der damaligen Kerngruppe von PAKH mit Vamik Volkan im Jahre 1997, fand zufällig ein Fußballspiel zwischen Israel und Deutschland statt. Ich hatte morgens auf der Titelseite einer Zeitung ein Bild gesehen, das junge deutsche Spieler beim Besuch im Holocaust-Museum Yad Vashem in Jerusalem zeigte. Ich nahm die Zeitung mit in die Gruppe und es entwickelte sich ein Gespräch, das zeigte, dass die einzelnen Mitglieder der Gruppe, je nach Zugehörigkeit - ob Deutsche oder Jude - das Spiel mit unterschiedlichen Augen und Gefühlen erlebten. Es wurde schnell deutlich, dass es für die Gruppe kein gewöhnliches Spiel werden konnte. Zugleich aber bestand unter den Gruppenmitgliedern die Sehnsucht nach einem „normalen“ Spiel. Volkan beschrieb die Situation folgendermaßen: „Der Wunsch ein >normales< Fußballspiel zu erleben, spiegelte, glaube ich, auch den Wunsch nach einem >normalen< Kontakt zwischen den christlichen und den jüdischen Mitgliedern der Kerngruppe wider, was jedoch aufgrund des Erbes unmöglich war, das ihre Eltern und Großeltern ihnen hinterlassen hatten. Ich spürte, daß meine Anwesenheit, die mit dem Ziel verbunden war, einen tieferen emotionalen Kontakt unter den Teilnehmern herzustellen, eine gewisse Angst ausgelöst hatte.“⁸

Wir wollten einen Dialog führen, der uns die Überwindung der zerbrochenen menschlichen

⁸ Volkan, V. 2000. S.36

Bindungen zwischen unseren Eltern und Großeltern ermöglichen sollte, waren uns aber in unserer anfänglichen Naivität und sicherlich auch Unkenntnis der transgenerationellen Prozesse, nicht im Klaren darüber auf welche emotionalen Minenfelder wir uns dabei begaben. So tappten wir unbewusst in folgenschwere destruktive affektive Fallstricke hinein, was zum schmerzlichen Bruch von Beziehungen und den Weggang von einigen Mitgliedern - einschließlich der jüdischen Initiatorin des Vereins - unter zum Teil dramatischen Umständen führte⁹. Ich selbst stand häufig kurz davor aufzugeben.

Im Laufe der Zeit wurde uns klar, dass wenn wir einen konstruktiven Dialog in Gang bringen wollten, wir einen Weg finden mussten, uns von der destruktiven Potenz des uns aufgebürdeten Erbes zu lösen. Ich spürte damals mehr instinktiv als verstandesmäßig, dass ein innerer Transformationsprozess, im Zuge dessen wir uns vom „unmöglichen“ emotionalen Erbe unserer Eltern unabhängig machen mussten, notwendig war. Es war eine anhaltende Quelle emotionaler Virulenz¹⁰. Mir war klar, dass weder meine deutschen Kollegen die Schuld ihrer Eltern tilgen konnten, noch konnten wir, die Nachkommen der Überlebenden, unseren Eltern den Schmerz und das Leid nehmen.

Aber wie konnte ich mich vom Erbe trennen? Allein der Gedanke daran löste damals Angst und Schuldgefühle in mir aus. Ich liebte meine Eltern und wollte sie keineswegs verraten oder sie mit ihrem Schmerz alleine lassen. Und dennoch spürte ich, dass ich ihnen die Last der Vergangenheit nicht abnehmen konnte. Jeder Versuch dies zu tun, hielt mich auf einer ungesunden Weise, die meiner autonomen Entwicklung entgegenstand, an sie emotional gebunden. Schließlich hatte ich das Recht auf ein eigenes Leben und auf eine selbst bestimmte Identität, jenseits der Bürden, die sie mir unwissentlich auferlegt hatten.

Ich machte mich also zusammen mit meinen Freunden von PAKH auf die unbekannte Dialog-Reise auf – sie sollte sich als beschwerlicher erweisen als mir damals vorstellbar war. Dennoch kann ich nach mehr als 18 Jahren feststellen, dass in mir Veränderungen stattgefunden haben, die ich zu Beginn kaum für möglich gehalten hätte. Ohne den intensiven, oftmals mehr als mühsamen aber um Aufrichtigkeit bemühten Austausch, sowohl mit meinen jüdischen als auch mit meinen deutschen Weggefährten, wäre all das nicht möglich gewesen. Im Laufe der Jahre lernte ich die (destruktiven) Kräfte des Holocaust-Vermächtnisses in mir zu erkennen und mich von ihnen zunehmend zu lösen. Ich lernte mich von den Geschichten meiner deutschen Freunde berühren zu lassen und sie nicht

⁹ Johannes Pfäfflin beschreibt diese „Explosionen des Gruppenprozesses“ ausführlich in Kapitel 2

¹⁰ „Virulenz“ (lat. Virulentus: volle Gift): sog. Giftigkeit.

mehr als Projektionsfläche für meinen Hass, meine Ressentiments und meine Rachegefühle zu benutzen, wie ich es am Anfang meist unwissentlich tat. Während ich anfänglich in ihnen hauptsächlich die „Kinder von Tätern“ sah und sie unmerklich so behandelte, als trugen sie „Schuld“ an den Taten ihrer Eltern, kann ich sie heute besser als Personen, die ebenso mit einer schweren Hinterlassenschaft ringen, wahrnehmen. Dies war nur durch einen gleichzeitig stattfindenden Prozess der wachsenden Unabhängigkeit von der psychologischen Erblast meiner Eltern möglich. Der Dialog mit meinen deutschen nicht-jüdischen Freunden wird inzwischen immer weniger vom transgenerationellen Erbe bestimmt und immer stärker von den unmittelbaren Erfahrungen, die wir miteinander machen. Er hat sich zunehmend zu einem mitfühlenden Dialog entwickelt – völlig unbelastet, d.h. „normal“ ist er aber noch lange nicht. Vermutlich wird es weitere Generationen benötigen, damit der deutsch-jüdische Dialog völlig „normal“ werden kann.

Auf meiner bisherigen Reise bin ich innerhalb und außerhalb von PAKH unzähligen jüdischen und nicht-jüdischen Menschen begegnet, die mich mit ihren Geschichten berührt haben. Ich kann hier nicht alle diese Erfahrungen wiedergeben. Daher werde ich mich auf die Schilderung eines dieser Dialoge beschränken. Darin werde ich exemplarisch zeigen, wie sich der mitfühlende Dialog zu Erda Siebert, Tochter eines hochrangigen Nazis, entwickelt und meinen Transformationsprozess mitgeprägt hat. Der anfänglich mühevollen und befangenen, zeitweise belastenden, dann aber zunehmend berührenden Dialog, den ich mit Erda seit Jahren führe, hatte verändernde Auswirkungen nicht nur auf meine Haltung gegenüber den „Täterkindern“, sondern auch auf den Umgang mit meinem psychologischen Holocaust-Erbe.

Die Gespenster der Vergangenheit.

Aufgeschreckte Gespenster: Begegnung mit der Tochter eines Täters.

Ich lernte Erda 1998 in PAKH kennen. Erst nach einiger Zeit erfuhr ich, dass ihr Vater in der Nazi-Hierarchie den Rang eines Obersturmbannführers hatte. Ich habe sie nie als verantwortlich für die Taten des Vater angesehen. Ich entwickelte Respekt für die Art und Weise, wie sie sich mit ihrer schweren Bürde auseinandersetzte. Sie war aus meiner Sicht Opfer eines Vaters, der ihr ein schweres Vermächtnis hinterlassen hatte, weil er sich seiner Schuld nie stellte. Und sie wurde in die

Grausamkeiten des Krieges hinein geboren, eine Tatsache, die sie selbst schon als Baby zu dessen Opfer machte.

Entgegen dieser Einsicht, die sich meinem Verstand aufgrund der Fakten als evident aufdrängte, gab es in mir auch einen mir damals nicht bewussten, irrationalen Impuls Erda „Schuld“ zuzuschreiben. Ich war Träger der Schuldzuweisungen und der feindseligen Impulse meiner Eltern auf die anonymen Verursacher ihres Leides und machte Erda unbewusst zu deren Projektionsfläche. Ich begegnete ihr zu Beginn unserer Bekanntschaft mit einer unterschwellig vorwurfsvollen Haltung, die sich nicht aus unserer unmittelbaren Beziehung heraus entwickelte. Vielmehr beruhte sie auf die Tatsache, dass sie Kind eines Täters des Holocaust war und sie dadurch das „Kind von Überlebenden“ in mir ansprach, was eine Reihe unbewusster Emotionen erzeugte und irrationale Reaktionen in Gang setzte, die zum größten Teil in Widerspruch zu meiner bewussten Haltung und Absicht standen. Obwohl mir zunächst nicht einmal bekannt war, was Erdas Vater gemacht hatte, identifizierte ich sie mit ihrem Täter-Vater – und vermutlich mit „den Tätern“ schlechthin - und richtete auf sie die feindselige Aggressivität meiner (übernommenen) Ressentiments. Äußerlich war ich ihr gegenüber freundlich und zugewandt. Jedoch fühlte ich mich im Kontakt mit ihr meist unbehaglich und von einer unbestimmten Angst durchdrungen, die mich vorsichtig agieren ließ. Tief in mir erlebte ich sie als einen „Feind“, was mich zwang, mich vor ihr in Acht zu nehmen und sie immer „im Auge zu behalten“, sie gewissermaßen ständig „unter Kontrolle“ zu halten. Es war ein irrationaler Schutzreflex. Ich fürchtete jede Äußerung von Aggression ihrerseits, jede kritische Bemerkung oder negative Beurteilung meines Verhaltens, als besäße sie die Macht, mich zu „vernichten“. Dementsprechend ging ich auch mit meiner Aggression ihr gegenüber sehr vorsichtig um. An ihr machte ich die tief sitzende, von meinen Eltern mir vermittelten existenziellen Angst, dass jemand mir mein Existenzrecht streitig machen könnte, fest. Was für meine Eltern grausame Realität gewesen war, spukte in meinem Hirn, wie ein Gespenst, das sich meiner emotionalen Regungen bemächtigte.

Bei aller Freundschaft war ich Erda gegenüber auch misstrauisch, obwohl sie mir persönlich hierfür keinen Anlass gab. Im Gegenteil: Sie begegnete mir freundlich und Anteilnehmend. Ich verkehrte sozusagen auf zwei (emotionalen) Ebenen mit ihr: Auf der Ebene der unmittelbaren gegenwärtigen Beziehung, die zwar nicht ohne die normalen Spannungen, die jeder zwischenmenschlichen Beziehung innewohnen, aber freundschaftlich verlief und auf einer tiefer gelegenen, unbewussten Ebene, in der ich ein Gefangener der tradierten (Opfer-)Rolle als Kind von Überlebenden war und Erda ausschließlich in der Rolle des Täterkindes sah – ja, zeitweilig nahm ich sie, emotional

verkennend, als den „leibhaftigen Täter“ wahr. Letztere war Quelle irrationaler Ängste und Aggressionen, die sich als Angst (wie die Holocaust-Opfer) vernichtet zu werden oder als mörderischer Wunsch nach Vergeltung offenbarten und mich in der Beziehung zu Erda jederzeit überwältigen konnten. Obwohl es zwischen Erda und mir keine reale Feindschaft gab, richtete ich dennoch feindselige Gefühle und Ressentiments auf sie und machte Ängste an ihr fest. Aus heutiger Sicht meine ich, dass wir im Kreislauf der zerbrochenen menschlichen Bindungen, der sich durch die Feindschaft zwischen unseren Eltern entwickelt hatte und in uns fortbestand, verfangen waren.

Das Gespenst der Vernichtung: Der „Kampf um Lebensraum“.

Die unbewusste Feindschaft und Verängstigung war verantwortlich dafür, dass oftmals durch relativ unbedeutende Anlässen, wie aus dem Nichts in mir heftige Gefühle gegenüber Erda hochkochen konnten. Im Rahmen unserer Vorbereitung auf den Kongress „Memory, Narrative and Forgiveness“ in Kapstadt im Jahre 2006, verfasste ich einen Text indem ich, unter anderem, etwas über die psychologische Situation der Kinder von Tätern schrieb. Erda kritisierte und wies meine Gedanken in einem aggressiv-ablehnenden Ton zurück, mit der Begründung, dass sie sich als „Täterkind“ in meinem Text nicht wiederfinden könnte. Sie war empört darüber, dass ich als Kind von Überlenden etwas über die Kinder von Tätern schrieb und empfand es als eine Grenzüberschreitung meinerseits. Nach ihrer Anmerkung sank ich plötzlich in mich zusammen und war an diesem Abend nicht mehr in der Lage etwas zu sagen. Ich wurde von bedrohlicher Angst, die mich erstarren ließ, erfasst. Erda wurde für mich plötzlich zum Aggressor, vor dem ich mich schützen musste. Ich hatte ihre Kritik als einen Angriff erlebt, der in mir Not und Verzweiflung auslöste. In meiner Ohnmacht und Hilflosigkeit zog ich mich vollständig zurück und war nicht in der Lage meine Reaktion zu reflektieren. Ich spielte mit dem Gedanken unter „diesen Umständen“ die Vorbereitungsgruppe zu verlassen.

Heute würde ich sagen, dass mein damaliger emotionaler Zustand am ehesten dem einer Angst vor Ausgrenzung und Vernichtung entsprach. Ich unterdrückte jede Aggression, die mir hätte helfen können, die Realität im Blick zu behalten und mich konstruktiv mit Erdas Kritik in der Sache auseinanderzusetzen. Auf den Nachhauseweg stiegen in mir später spontane Erinnerungen an das Verhalten meiner Eltern aus der Zeit als wir in Deutschland ankamen, hoch: sie hatten aus Angst „vor den Nazis“ unser Jüdischsein verheimlicht. Die Rückschau half mir zu verstehen, dass die Existenz- und Todesängste meiner Eltern auch in mir lebten. Sie wurden durch Erdas kritisch-

abweisende Bemerkungen, die an sich nichts real Bedrohliches hatten, wachgerufen. Ich machte unbewusst Erda in dem Augenblick zum „Nazi“ und mich selbst zum „Verfolgten“, dem – wie damals bei meinen Eltern - „das Recht sich zu äußern und zu existieren“ abgesprochen wird. In Folge dieser unbewussten Opferrolle erlebte ich Erdas Kritik, als wollte sie mir sagen: „Wie kannst du, *Jude*, es dir anmaßen über uns Deutsche zu schreiben und zu urteilen?“ Ich fühlte mich gedemütigt wie ein „Untermensch“ und reagierte entsprechend mit Panik und innerer Erstarrung. Ich erlebte in dieser an sich harmlosen Situation die unbewusste Reinszenierung des demütigenden Dramas der Verfolgung und des Terrors meiner Eltern. Meine heftigen Gefühle zwangen mich zu einer Reaktion, die der realen Situation keineswegs angemessen war. Sie hatten ihren Ursprung in den Holocaust-Erfahrungen meiner Eltern. Fast hätte ich die Erfahrung der Vernichtung symbolisch reinszeniert, wenn ich die Gruppe verlassen hätte. Die emotionale Differenzierung und Trennung zwischen der sachlichen Kritik Erdas an meinem Text und der tieferen Bedeutung, die ihre Anmerkung aufgrund der tradierten Gefühle für mich bekommen hatte, half mir auf den gegenwärtigen Vorfall eine angemessene Haltung zu finden und mich von den irrationalen Empfindungen zu lösen. Ich gab meine „Opferrolle“ auf und konnte dadurch Erda aus der „Täterrolle“ entlassen. Erst dann war ich in der Lage mich in Erdas Reaktionen einzufühlen und zu verstehen, wie sehr mein Text in ihr das Gefühl erzeugt hatte, dass ich „ihren Raum“ vereinnahmt hatte. Das versetzte sie in Angst. Ich hatte unbewusst einen „Kampf um Lebensraum“ ins Szene gesetzt, indem ich versuchte, Erda den „Lebensraum“ zu nehmen bevor sie Gelegenheit hatte ihn mir zu nehmen.

Dieser Vorfall löste eine Krise in meiner Beziehung zu Erda aus. Er erwies sich aber für mich als ein positiver Wendepunkt in unserem langfristigen Dialog, denn er half mir die potentiell zerstörerische Macht tradierter Gefühle, zu verstehen: Solange sie unbewusst bleiben, zwingen sie mich in andere Menschen – die meist „zu der anderen Seite“ gehören - Projektionsflächen und Agierfelder zu suchen, auf denen ich sie richten kann.

Bleiben solche (Re-)Inszenierungen unerkannt und unverstanden, dann bergen sie die Gefahr in sich, dass die grausamen Tragödien des Holocaust auf der Bühne gegenwärtiger Ereignisse auf verhängnisvolle Weise und ungewollt in Szene gesetzt werden können. In diesem Falle tragen sie nicht dazu bei, Vergangenes zu überwinden; vielmehr perpetuieren sie die destruktive Opfer-Täter-Dynamik, und rufen neue Brüche in den zwischenmenschlichen Bindungen der Nachkommen hervor. Andererseits sind sie notwendig für den Transformationsprozess, denn sie zeigen die ihnen zugrunde liegende Dynamik auf, sofern sie erfasst und gedeutet werden kann.

Das Gespenst des bösen Nazis: darf er als „guter Vater“ geliebt werden?

Jede Bemühung Erdas, an ihrem Vater auch gute Seiten zu sehen, war unerträglich für mich. Es löste sofort einen inneren Widerstand aus und machte mich wütend. Wenn sie von liebevollen Erinnerungen an ihn aus der früheren Kindheit erzählte, sperrte sich in mir alles gegen das Bild des „liebvollen Vaters“. Wollte sie ihn in der Erinnerung verklären? In meiner Vorstellung durfte ein „böser Nazi“ nicht geliebt werden. Es war eine dämonische Vorstellung, die ich auf Erdas Vater übertrug. Ich glaube, dass ich in Wahrheit befürchtete, dass die Täter ein „menschliches“ Gesicht bekommen könnten und dadurch ihre Verbrechen relativiert oder verharmlost werden könnten. Diese Angst war gewiss irrational, denn jemand, der ein Verbrechen begeht, natürlich nicht weniger ein Verbrecher ist, weil er auch liebevolle Seiten hat.

Ich war immer wütend auf Erda, wenn sie positiv von ihrem Vater sprach und ich das Gefühl hatte, dass sie ihn in ein gutes Licht rücken wollte. Es kam mir vor als wollte sie ihn – bzw. was er getan hat – rechtfertigen oder von seiner Schuld „reinwaschen“ - als wollte sie sagen: „Mein Vater war so liebevoll zu mir, er kann das alles nicht getan haben.“ Die Nazis aber hatten meinen Eltern Böses angetan und waren deswegen verachtenswert. Ein Nazi konnte und durfte nicht „gut“ sein! Sie durften nicht liebenswert sein – selbst für ihre eigenen Kindern nicht. Erdas Liebe zu ihrem Vater zuzulassen, kam mir wie ein Verrat an meine Eltern und Großeltern vor - ich sollte sie rächen! „Gut-Sein“ war in meiner emotionalen Bewertungsskala des Holocaust ausschließlich für die Opfer reserviert. Auch dies war ein irrationaler Gedanke, denn ein Mensch ist nicht per se „gut“ nur weil er zum Opfer grausamer Handlungen anderer geworden ist. Gut und Böse, Schuld und Unschuld, Opfer und Täter mussten klar voneinander getrennt bleiben – sie durften sich nicht vermischen. Daher erwartete ich von Erda, dass sie ihren Vater in allen Belangen verurteilte und sich mit mir solidarisierte. Diese egoistische Forderung versperrte mir den Blick dafür, dass Erda, angesichts der Schuld, die der Vater auf sich geladen hatte, mit der legitimen Liebe einer Tochter verzweifelt rang.

Während einer PAKH-Veranstaltung mit Vamik Volkan¹¹ betonte Erda, wie wichtig es für sie sei, sich auch positive Erinnerungen und Gefühle gegenüber ihrem Vater bewahren zu können. Sofort kochte in mir Wut hoch. Ich weigerte mich innerlich Erdas Vater als „gut“ anzusehen. Ich sah in

¹¹ Die Bedeutung des Psychoanalytikers Vamik Volkan, insb. als Supervisor in der Anfangszeit von PAKH habe ich oben erwähnt. Am 26. Januar 2008 kam er auf Einladung des Vereins zu einem Workshop. Erda Siebert, schildert Kapitel 3 den hier beschriebenen Zwischenfall aus ihrer Perspektive.

ihm nur den „Nazi“ und nicht den „Vater“. Wutentbrannt sagte ich das auch. Erda schien zu erstarren, aber die Gruppe nahm sie in Schutz – damit hatte ich nicht gerechnet, denn ich fühlte mich im Recht. Ich glaubte in der berechtigten Pflicht zu sein meine Eltern in Schutz zu nehmen, indem ich dafür sorgte, dass die Täter in jeder Hinsicht verurteilt werden. Aber die Reaktion der Gruppe verunsicherte mich. Plötzlich fühlte ich mich beschämt. Hatte ich Erda Unrecht getan? Tief in mir spürte ich, dass Erdas Liebe zum Vater sehr menschlich und berechtigt war. So geriet ich in einen Konflikt zwischen der vermeintlichen „Loyalität“ zu meinen Eltern und der menschlichen Solidarität, die ich mit Erdas schmerzlichen Kampf um die Liebe zu ihrem Vater verspürte. Fakt war, dass egal welche Haltung Erda zu ihrem Vater einnahm, sie machte das Leid meiner Eltern weder größer noch kleiner. *Ich* musste meinen eigenen Weg der Auseinandersetzung mit meinen Eltern finden – unabhängig von Erdas Haltung zu ihrem Vater. Diese Erkenntnis half mir ihre Liebe zum Vater zu respektieren. Später sagte sie mir, dass sie ein „gutes Bild“ ihres Vaters brauchte, um trauern zu können. Ich nahm Erda in dieser Situation nur als „Tochter eines Täter-Vaters“ wahr und nicht als jemand, der selbst mit einer schweren persönlichen Bürde rang und Verantwortung für sie übernahm. Daher konnte ich kein Mitgefühl für ihre Situation entwickeln.

Erdas beharrliches Festhalten an den „guten Seiten“ ihres Vaters war ein Phänomen, das mir auch in der Literatur und im persönlichen Kontakt mit anderen Kindern von Tätern begegnete, und für das ich wenig Verständnis hatte aufbringen können. Mir war es immer so vorgekommen als wollten sie ihre Väter (Mütter), auf Kosten der Opfer von der Schuld „reinwaschen“. Angestoßen durch die Auseinandersetzung mit Erda, begann ich mich zu fragen, warum sie, auch wenn sie ihre Väter (Mütter) *für das, was sie getan hatten*, verurteilten, dennoch versuchten, sie in anderen Aspekten in ein positives Licht zu rücken.

Ich begann zu verstehen, dass die Liebe zu den Eltern, etwas menschlich so Fundamentales ist, dass wir sie nicht aufgeben können, egal was sie uns oder Anderen angetan haben. Die Eltern sind der Ursprung unseres Lebens. Daher können wir uns von den Anstrengungen sie lieben zu wollen, nicht abwenden, ohne ernsthaften seelischen Schaden zu nehmen. Erdas Bemühungen um ihren Vater erschienen mir nun in einem anderen Licht: Als ihr Ringen um die Liebe zu einem Vater, den sie zugleich für seine schuldhaftige Verstrickung in unmenschliche Taten verurteilte; gleichzeitig war es in meinen Augen ein Ringen um die Bewahrung ihrer menschlichen Haltung. Denn ich glaube, dass die Liebe zu den Eltern die Grundlage ist auf der sich unser Menschsein entfaltet. Als mir das klar wurde, konnte ich allmählich aufhören Erdas Gefühle zu bekämpfen. Sie verfolgte nicht die Absicht das Erlittene meiner Eltern zu bagatellisieren. Schließlich rang auch ich mit der Liebe zu meinen

Eltern – unter völlig anderen Vorzeichen und Umständen: Meine Liebe hatte nicht ausgereicht, um ihnen den Schmerz zu nehmen. „Liebe“, so hatten mir meine Eltern schon früh vermittelt, beinhaltete, dass ich mich um ihr Leid kümmern und sie wieder glücklich machen sollte – die Bemühungen dies Aufgabe zu erfüllen, waren nur zum Preis der Selbstaufgabe möglich. Diese (unmögliche) Liebe hatte mich blind und intolerant für Erdas Liebesbemühungen um ihren Vater gemacht.

Das Gespenst des Opferseins: Schuld bleibt Schuld. Basta!

Die Diskussionen über die Schuldfrage der Täter waren für mich emotional hoch beladen. Ich konnte diese Frage nur durch die subjektive Brille des Überlebenden-Kindes, das voller Ressentiments, Hass und Rachegefühle war, betrachten. Obwohl mir verstandesmäßig klar war, dass die Schuldfrage sehr komplex ist und es unterschiedliche Betrachtungsweisen geben kann, empfand ich, als gäbe es nur *eine* Wahrheit: Die Täter und ihre Helfer waren schuldig! Basta! Tief in mir bildete ich mir ein: Nur ich als „Erbe der Opfer“ hatte das Recht über die Schuld der Täter zu urteilen! Ich hatte so eine Art Monopol über die Schuldfrage gepachtet. Daher war meine vereinfachende Haltung bezüglich der Schuld intolerant gegenüber Sichtweisen, die die Schuldfrage differenzierter betrachten wollten. Diese Starrheit war weniger in intellektueller Uneinsichtigkeit begründet, ich befand mich vielmehr im Bezug auf die Schuldthematik in einem Dauerzustand der emotionalen Angespanntheit und der Not, die mir nicht bewusst waren. Ich *sollte* Gerechtigkeit für meine Eltern wiederherstellen, indem ich dafür sorgte, dass die Schuldigen *eindeutig* erkannt und verurteilt werden. Schuld war daher für mich ein objektiver Tatbestand, der nicht hinterfragt werden durfte. Ich verbarg den emotionalen Druck hinter rationalen Argumenten, die ich mit Heftigkeit verteidigte. So war es nicht verwunderlich, dass immer wieder erhebliche Spannungen und Konflikte mit Erda aufflackerten, sobald die Schuldfrage zur Sprache kam. Die Schuld der Täter stand für mich hauptsächlich in Verbindung mit Schmerz und vor allem mit Ressentiments. Erda dagegen gab mir zu verstehen, dass für sie die Schuldfrage überwiegend von Schamgefühlen begleitet war.

Wenn unsere Gefühle in Diskussionen aufeinander prallten, war die Verständigung mehr als schwierig. Oft endeten solche Streitigkeiten für mich in emotionaler Verwirrung; ich spürte zwischen uns eine Kluft, die mir manches mal als unüberbrückbar erschien. Ich glaubte, dass Erda mit ihren Argumenten die Schuld der Täter mindern wollte. Das durfte ich nicht zulassen. In meinen

Augen waren sie „durch und durch böse“ und verabscheuenswert. Die Opfer dagegen waren für mich unschuldig und „nur gut“. Ich beharrte auf der eindeutigen Trennung von Schuld und Unschuld: So konnte ich mich selbst als unschuldiges Opfer fühlen. Dieses Gefühl trug ich wie einen Schutzschild vor mir her; er gab mir die Illusion vor Verletzungen, wie die, die meinen Eltern zugefügt wurden, geschützt zu sein. Schon als Kind lebte ich mit dem Gefühl, *mir* sei großes Unrecht zugefügt worden. Das Opfersein meiner Eltern war ein weiteres Gespenst, das sich tief in meine Seele eingenistet hatte und nach Rache verlangte. Ich hielt dieses „Gespenst des Opferseins“ auf Erdas Kosten am Leben, indem ich meine Rachegefühle subtil auf sie richtete und von ihr erwartete, dass *sie* sich für das, was meinen Eltern angetan wurde, schämen sollte – so als wäre sie dafür verantwortlich. Indem ich dies tat, verletzte und beschämte ich sie und war oftmals ihr gegenüber gemein. Damit verursachte ich aggressive Spannungen zwischen uns und Brüche in unserer Beziehung.

Der Transformationsprozess.

Die Gespenster verscheuchen oder brauchen wir Versöhnung?

Die genannten Beispiele zeigen wie schnell ich aus irrationalen Gründen ein verletzendes und teilweise feindseliges Verhalten gegenüber Erda entwickeln konnte. Dies zeigt wie der durch den Holocaust verursachte Bruch der menschlichen Bindungen zwischen den Opfern und den Tätern in ihren Kindern unwillkürlich fort dauern kann – mit verheerenden Auswirkungen für deren Verständigung. Daher beschäftigte mich sehr intensiv die Frage was wir, die Nachkommen, tun konnten, um zu verhindern, dass der Kreislauf der zerstörten, feindseligen Beziehung zwischen unseren Eltern, und damit die Täter-Opfer-Dynamik in den nachkommenden Generationen fortgesetzt wird.

In unserer PAKH-Gruppe haben wir lange und intensiv die Frage diskutiert, ob wir, die Kinder der Täter und der Überlebenden, uns miteinander versöhnen müssten. Einerseits waren wir weder die Verursacher noch die unmittelbar Geschädigten des Genozids, andererseits trugen wir das Erbe der Feindseligkeit, die sich zwischen unseren Eltern entwickelte, in uns.

Der Bruch im Empfinden zwischenmenschlicher Verbundenheit bedarf zweifelsohne eines

ausgleichenden Prozesses, der das Gefühl menschlicher Solidarität zwischen den Angehörigen der Gruppen der ehemaligen Verfolgern und der Verfolgten wiederherstellt. Das ist eine Voraussetzung für den Wiederaufbau von Frieden und Verständigung. Dieser Prozess erstreckt sich bei Extremereignissen wie dem Holocaust erfahrungsgemäß über Generationen.

Aus psychologischer Sicht unterscheidet sich die seelische Leistung, die zwischen den unmittelbar beteiligten Opfer und Täter erbracht werden muss ganz entscheidend von der, die ihre Nachkommen vollbringen müssen. Während die Täter und die Überlebende sich mit den Auswirkungen *realer Ereignisse* auseinandersetzen haben, müssen ihre Nachkommen mit den in sie deponierten (unbewussten) *seelischen Niederschlägen* (Repräsentanzen) dieser Ereignisse umgehen.

Die *faktische Schuld* verlangt von den Tätern Einsicht in ihre Taten und die Konfrontation mit den Schuld- und Schamgefühlen. Dies ermöglicht es ihnen Reue zu empfinden. Nur reumütige Täter können die respektvolle Beziehung zu ihren ehemaligen Opfern wiederherstellen. Die Überlebenden ihrerseits müssen ihre seelischen Wunden heilen und das erlittene Leid betrauern. Dies schließt die Überwindung von Hass, Rachegefühle und Ressentiments mit ein. Die Reue des Täters und die Überwindung des Hasses seitens des Opfers bilden die Grundlage auf die sich der Prozess der Wiederherstellung der menschlichen Bindungen und damit des Friedens zwischen Täter und Überlebende entfalten kann.

Der Holocaust war jedoch ein derart barbarisches Ereignis, dass nach seinem Ende kaum ein Täter in der Lage (oder gewillt) war, aufrichtig zu bereuen, noch konnten die Überlebenden das ungeheuerliche Leid, das ihnen zugefügt wurde, ausreichend betrauern. Deswegen war die direkte Versöhnung, i. S. der Friedensschaffung zwischen den unmittelbar beteiligten Tätern und Überlebenden schwerlich möglich.

Die Nachkommen können weder stellvertretend für ihre Täter-Eltern bereuen, noch können sie das Leid ihrer Überlebenden-Eltern betrauern. Sie waren am Holocaust nicht beteiligt und haben sich demzufolge gegenseitig kein Leid zugefügt. Daher steht für sie nicht die Frage der Versöhnung *im engeren Sinne* im Vordergrund. Diese ist nur zwischen den unmittelbar beteiligten Opfer und Täter möglich.

Für die Nachkommen stellt sich vielmehr das Problem wie sie, ohne dabei die Schuld bzw. das Leid der Eltern zu leugnen oder zu vergessen, sich von der emotionalen (potentiell destruktiven) Macht der fremdartigen seelischen Repräsentanzen (Introjekte) befreien können. Können die „Gespenster“ verscheucht werden, damit sie größere individuelle Autonomie erlangen und einen von der Hinterlassenschaft emotional unabhängigen Dialog zueinander herstellen können?

Der Wunsch nach direkter Versöhnung kann bei den Nachkommen zu einem *trügerischen* Gefühl der Erlösung vom schwierigen Erbe und zu einer *emotionalen Falle* führen: Durch die Herstellung eines äußeren Friedens werden auf beiden Seiten die tradierten schmerzlichen und feindseligen Gefühlen und Aufträgen verschleiert und die Spannungen geleugnet. Es kommt zu einer unbewussten Übereinkunft, die für beide Seiten der Abwehr des unangenehmen Vermächtnisses dient: Die überlieferten Ressentiments, die Angst, der Schmerz, die Hass- und Rachegefühle, die Schuld- und Schamgefühle, sowie die unzähligen tradierten „Aufträgen“ bleiben unerkannt und werden unwissentlich weitergetragen – samt ihrer potentiell destruktiven Effekte, die auch nach Generationen zum Vorschein kommen können (Volkan, 1999).

Die verhängnisvollen Auswirkungen der psychologischen Erbschaft, sowie deren Weitergabe an die eigenen Kindern können, meiner Ansicht nach, verringert werden, wenn die Kinder der Täter und der Überlebenden sie erkennen und Wege finden, sich von ihr *zu lösen*. Dies setzt das schmerzliche Anerkennen der Täter- bzw. Opferschaft der Eltern voraus *und* die innere (emotionale) Trennung von der Schuld bzw. vom Leid der Väter und Mütter. Die Lossagung impliziert die Aufgabe des Verantwortungsgefühls für die Schuld oder die Plagen der Eltern, zugleich aber die Übernahme der Verantwortung für deren transgenerationellen *Auswirkungen*.

Aus psychoanalytischer Sicht kann dieser Prozess als ein innerseelischer Prozess beschrieben werden, in dessen Verlauf die deponierten Repräsentanzen der Eltern-Erfahrungen¹² (mitsamt den emotionalen Besetzungen), die sich wie Fremdkörper in die Selbstrepräsentanz des Kindes eingenistet haben, von dieser gelöst und in die psychische Repräsentanz der Eltern, wo sie hingehören, verlegt und dort integriert werden. So werden sie zu einem integralen Bestandteil der Elternrepräsentanzen. Selbst- *und* Objektrepräsentanzen werden dabei verändert. Nunmehr können sie als reale Erfahrungen *den Eltern* emotional zugeordnet und von den eigenen differenziert werden. Die Differenzierung macht die schmerzliche Erkenntnis möglich, dass man als Nachkomme den Eltern weder Schuld noch Leid abnehmen kann. Gleichsam kann die (unerfüllbare) Hoffnung dies je tun zu können, aufgegeben werden, so dass eine *eigenständige* emotionale Haltung zu der Schuld und zum Leid der Eltern entwickelt werden kann. Die eigene Position gegenüber den Eltern schafft emotionale Befreiung und hat autonomiefördernde Wirkung.

¹² Siehe Anmerkung 6.

Der Weg zum mitfühlenden Dialog: „Turning Points.“

Ich konnte Mitgefühl für Erda nur in dem Maße entwickeln, wie es mir gelang mich von der (emotionalen) Macht der transgenerationell erzeugten „Gespenster“ zu befreien.

Im Zusammenhang mit einem Austausch zwischen Erda und mir über den Film „Ein Lied für Argyris“, den wir im PAKH-Literaturkreis sahen, begann ich zu verstehen, dass wir uns untereinander nur dann konstruktiv verständigen konnten, wenn es uns gelingen würde einen mitfühlenden Zugang zueinander zu finden. Der Film zeigte eine Feier zum Andenken an das Massaker von deutschen Soldaten während des 2. Weltkrieges in dem griechischen Dorf Distomo. Der nach dem Krieg geborene deutsche Botschafter entschuldigte sich für die begangenen Taten der Deutschen, zeigte sich aber äußerlich emotional wenig berührt. Ich, gemeinsam mit einigen anderen Teilnehmern, reagierte mit heftiger Kritik auf Teilnahmslosigkeit des Botschafters. Erda machte mir anschließend klar, dass niemand in der Diskussion versucht hatte, die scheinbare Emotionslosigkeit des Botschafters zu verstehen und dass er allzu schnell als den „eiskalten Deutschen“ abgeurteilt wurde. Sie kannte selbst dieses Dilemma:

„Ich weiß, was es heißt, kühl und starr zu wirken, wenn die Angst mich einholt, das ist mir ja jetzt oft gesagt worden. Und wie schnell man dann zu einem emotionslosen Klotz gemacht werden kann, den man natürlich ablehnt, so möchte niemand sein! Aber so einfach ist es nicht.“

schrrieb sie mir.

Ich verstand, wie schnell ich dazu neigte mit vorgefassten Meinungen und Urteilen zu reagieren, anstatt einfühlsam das Verhalten des Anderen zu verstehen versuchen – Ich urteilte schnell den Botschafter als einen „eiskalten Menschen, der die Täter in Schutz nimmt“ ab, statt die Angst, die Unsicherheit und möglicherweise die Scham hinter der Erstarrung zu sehen. Ich schrieb ihr zurück:

„Ich kann mir zugleich vorstellen, dass man sich als Nachkomme eines Täters – wie bei dir – oder als Repräsentant des Täterlandes – wie beim Botschafter - tatsächlich auch so fühlt, als stehe man stellvertretend für die Täter und so als trage man Verantwortung für deren Taten. Man schlüpft in die Rolle. Und das kann einem erfrieren lassen, weil man sich angegriffen fühlt oder Angriffe fürchtet. Und dieses „Erfrieren“ ist etwas ganz anderes als ein Mensch der emotionslos oder uneinfühlsam ist.“

Im Rückblick sehe ich diese Auseinandersetzung mit Erda als ein „*turning point*“ in meiner Beziehung zu ihr: Weg von einer Haltung der pauschalen Verurteilung, hin zu mehr Empathie und Mitgefühl für ihre schwierige emotionale Situation als Tochter eines Täters. Ich hatte oft Erdas Erstarrung in der Gruppe wahrgenommen, diese, ähnlich wie beim Botschafter, als „Emotionslosigkeit“ angesehen; die Angst und die mögliche Verzweiflung, die dahinter lagen, habe ich nicht wahrnehmen können.

Erda hob die Wichtigkeit einer empathischen Haltung dem Anderen gegenüber hervor, damit „emotionale Berührung“ zustande kommen kann. Sie schrieb:

„Ich glaube, daß es bei Tätern und wahrscheinlich auch bei Täterkindern zunächst eine Empathie für die Abwehr, für den Schutz und für die inneren Grenzen geben muß, um überhaupt eine emotionale Berührung möglich machen zu können.“

Mir wurde klar, dass ein mitfühlender Dialog nur dann zustande kommen kann, wenn die seelischen Schutzmaßnahmen des Anderen zur Kenntnis genommen und respektiert werden können. In diesem Sinne hatte ich Erdas Grenzen oft verletzt.

Solange ich mich für das Leid meiner Eltern *verantwortlich* fühlte und an ihre „Aufträge“ (z.B. das Erlittene zu rächen) emotional festhielt, konnte ich unmöglich empathisch Erdas Situation zur Kenntnis nehmen.

Es gab ein für mich besonders Ereignis, das mir half mich emotional vom Leid meiner Eltern zu trennen. Dieser war ein weiterer „*turning point*“ in meiner persönlichen Entwicklung, der Einfluss auf den Dialog mit Erda hatte.

Ich ließ, gemeinsam mit meinem Bruder, Stolpersteine¹³ zum Andenken an meine ermordeten Großeltern im August 2008 in Budapest vor dem Haus in dem sie gelebt hatten, verlegen. Dieses Ereignis half mir den schmerzlichen Verlust meiner Großeltern, die ich nicht kennenlernen konnte, zu betrauern. Außerdem wurde mir dabei der *eigene* Schmerz über das Leid meiner Eltern spürbar; Es tut weh, wenn Menschen, die man liebt von einem unumkehrbaren Leid geplagt werden. Ich verstand vor dem Haus, indem ich zugleich geboren wurde, dass ich nichts hätte tun können, um meinen Eltern ihren Kummer zu nehmen.¹⁴ Diese Erkenntnis war schmerzlich. Sie machte es mir aber möglich Mitgefühl für ihr Schicksal zu entwickeln, statt *ihren* Schmerz weiter auf mich zu laden und ihn als unerträgliche Belastung zu empfinden. Am darauf folgenden Tag besuchte ich das

¹³ Siehe Erda Siebert, Kapitel 3

¹⁴ Meine Eltern waren zu diesem Zeitpunkt schon gestorben.

erschütternde Holocaustmahnmal am Donauufer, das an die von den Pfeilkreuzler ermordeten Menschen erinnert: Die Künstler Gyula Pauer und Can Togay haben metallener Schuhpaare am Ufer aufgereiht, um an die Tausenden Menschen zu erinnern, die am Donauufer erschossen wurden. Als ich davor stand und mir vorstellte, dass zwei dieser Schuhpaare meinen Großeltern hätten gehören können, spürte ich nicht nur Trauer, sondern vor allem Wut und Hass auf die feigen Täter, die solche unmenschliche Taten begangen haben. Und dieser Hass war *mein* Hass. Er hatte nichts mit den Ressentiments, die meine Eltern mir übertragen hatten, zu tun.

Erda, so wie andere Freunde von PAKH begleiteten mich durch diesen Prozess mit großer Anteilnahme.

Meine Beziehung zu Erda verändert sich ganz wesentlich als Johannes Pfäfflin nach 7 Jahren den Vorsitz von PAKH abgab. Ich erklärte mich bereit seine Nachfolge anzutreten. Nachdem ich dies bekannt gab, wollte Erda den stellvertretenden Vorsitz übernehmen. Sie konnte es sich gut vorstellen mit mir zusammen die Führung des Vereins zu übernehmen. Ich war zunächst überrascht über dieses Bekenntnis und misstrauisch, ob eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen uns aufgrund unserer so unterschiedlichen Geschichten und des immer noch vorsichtigen Umgangs miteinander möglich sein würde. Ich konnte damals nicht wirklich einschätzen wie Erda zu mir und auch nicht, wie ich zu ihr stand und ob wir es schaffen würden, die schwierigen Aufgaben gemeinsam zu bewältigen. Zugleich fühlte ich mich durch ihr Bekenntnis persönlich wertgeschätzt, was mich freute. Dies war für mich eine entscheidende Wende, ein weiterer „*turning point*“ in unserer Beziehung. Erda brachte eine *persönliche* Dimension in unseren Dialog, indem sie sich unmittelbar zu mir als Person positionierte. Sie lag jenseits der Dynamik in die wir uns immer wieder verstrickten, wenn wir unbewusst, die von unseren Eltern tradierten Aufgaben und Emotionen austrugen. Erda sprach mich hier in erster Linie als „Peter“ an und nicht als „Kind von Überlebenden.“ Der gemeinsame Vorsitz erschien mir eine Chance für unsere Beziehung zu sein, von der auch die Arbeit von PAKH profitieren könnte. Als ein Dialog zwischen dem Kind eines Täters und dem Kind von Überlebenden könnte unsere Zusammenarbeit Modellcharakter im Verein haben. Ich ging davon aus, dass wenn es uns beiden gelingen würde, konstruktiv mit unseren Konflikten umzugehen und eine gute Zusammenarbeit herzustellen, dies einen integrativen Einfluss auf die gesamte Gruppe ausüben könnte. Wir übernahmen also eine gemeinsame Aufgabe, die mit gegenseitiger Wertschätzung einher ging. Ich sah in Erda zunehmend den Partner bei der Erfüllung verantwortungsvoller Aufgaben, mit dem sich Gemeinsamkeiten sowie Konflikte und Unstimmigkeiten ergaben. Aber diese Konflikte ergaben sich aus dem unmittelbaren Kontakt zueinander und nicht aufgrund der tradierten Aufträgen. Daher konnten sie direkt miteinander gelöst

werden.

Wir spürten instinktiv, dass wir lernen mussten unsere tradierten „feindseligen“ Gefühle und Ängste voreinander zu überwinden und mehr Einfühlung füreinander zu entwickeln, wollten wir nicht bei unseren Aufgaben scheitern. Im Jahre 2009 bereiteten wir uns zum zweiten Male auf einen Kongress in Kapstadt vor – „Beyond Reconciliation. Dealing with the Aftermath of Mass Trauma and Political Violence“. Obwohl es auch hier im Zuge der Vorbereitung Konflikte gab, war der Umgang zwischen Erda und mir verändert. Ich nahm ihre persönliche Geschichte wahr, ohne sofort über sie (ver-)urteilen zu müssen. Sie beschrieb in ihrem Vortragstext ihre frühkindliche Situation als Opfer des Krieges und hatte dabei Hemmungen sich als das „Opfer“ darzustellen, das sie in Wirklichkeit gewesen war. Ich meldete ihr zurück, was mir meine Tochter Rahel sagte, nachdem sie in der Schule einen Film über die Hitlerjugend sah: *„Mir war nicht so klar gewesen, dass die Kinder in der Hitlerjugend genauso Opfer waren, wie die Juden. Sie wurden schrecklich behandelt.“* Rahel half mir zu sehen, dass die Täter auch ihren eigenen Kindern Schlimmes angetan hatten.

Vermutlich in Folge der Abnahme meiner Angst und Aggressionen gegenüber Erda, konnte ich mich mit einem sehr schwierigen und konflikthaften Teil von mir, nämlich meine Beziehung zum Judentum, ihr gegenüber öffnen. In unserem Literaturkreis bereiteten wir uns auf eine Veranstaltung mit Alexandra Senfft über ihr Buch „Fremder Feind, so nah“ vor. Das Buch gibt Beispiele für Nichtregierungsorganisationen und Gruppen, die einen Israelisch-Palästinensischen Dialog führen und Friedensarbeit machen. In unserem Kreis entwickelte sich eine heftig geführte Diskussion, bei der Erda stellvertretend für Alexandra Senfft, die jahrelang als UNO-Pressesprecherin im Gazastreifen tätig war, von jüdischen Teilnehmern angegriffen wurde: Mit welchem Recht würden sich die Deutschen in Israels Angelegenheiten einmischen. Ich entwickelte „fürsorgliche“ Gefühle gegenüber Erda und glaubte sie vor den Juden „beschützen“ zu müssen. Plötzlich erlebte ich mich als Erdas „Verbündeter“ und sogar als ihren „Beschützer“ vor meiner eigenen Gruppe. Das Thema war aber für mich mit sehr gespaltenen Gefühlen besetzt, denn erstens habe ich eine sehr ambivalente Beziehung zu meinem Jüdisch-Sein und zweitens eine ebenso uneindeutige Haltung zu Israels Politik gegenüber den Palästinensern. Solche Gefühle gegenüber Erda waren mir neu. Sie schien allerdings nicht das Bedürfnis nach Schutz zu haben. Im Gegenteil, ich war überrascht zu erfahren, dass sie vielmehr ihrerseits das Gefühl entwickelte, dass ich Schutz vor den Juden suchte – womit sie nicht Unrecht hatte. Wir diskutierten zum ersten Male ein Thema, bei dem Juden nicht nur Opfer waren, sondern sich auch zu Tätern machten. Unabhängig davon, ob einer von uns tatsächlich „Schutz“ brauchte oder nicht, achteten wir aufeinander auf einer ganz anderen Weise,

nämlich mit einer Fürsorglichkeit, die früher nicht möglich gewesen wäre¹⁵.

Im Laufe meines Transformationsprozesses verwandelte sich Erda in eine Person, die ich mit der eigenen leidvollen Geschichte, die Mitgefühl verdient, wahrnehmen konnte. Unsere persönliche Beziehung gewann immer stärker an Bedeutung. Die Wichtigkeit als „Tochter eines Täters“ und damit als Projektionsfeld für meine tradierten Gefühle rückte zunehmend in den Hintergrund. Gleichzeitig trennte ich mich emotional von der Geschichte meiner Eltern. Ihr unseliges Schicksal wird mir für immer schmerzlich im Gedächtnis bleiben; ich will mich aber nicht mehr für sie verantwortlich fühlen. Ich weiß, dass ich sie mit ihrem Schicksal alleine lassen muss. Aus dieser Position der größeren emotionalen Unabhängigkeit heraus kann Mitgefühl für sie und für alle Opfer des Wahnsinns, der den Namen „Holocaust“ trägt, wachsen. Auch Erda gehört aus meiner Sicht zu den Opfern der wahnwitzigen nationalsozialistischen „Herrenmenschen-Ideologie“, deren Ziel es war das Menschsein, einschließlich das ihrer eigenen Kinder, zu zerstören.

Die Kraft der Wiederherstellung: Liebe und Menschlichkeit.

Erda erwähnt am Ende ihres Kapitels, dass – ähnlich der Stolpersteinverlegung für meine Großeltern - es auch in ihrer Familie einen Trauerakt gab: Die Grabsteinlegung für den Vater auf seinen Familiengrab. Sie endet mit den Worten: *“We don't know how and where my father was buried. Although some may find it hard to understand, for us it is a sign that he existed and was our father; with all his human and inhuman ways. I know that Peter understands that today.”*

Zwischen jenem wütenden Angriff von mir auf Erdas Liebe zu ihrem Vater im Jahre 2008 und dem berührenden Schlußsatz ihres Kapitels scheinen Welten zu liegen. Während meine damalige Reaktion einen Bruch in unserer Beziehung erzeugte, der, ohne die vermittelnde Funktion der Gruppe und des Vermittlers (facilitator) Vamik Volkan, verhängnisvolle Auswirkungen hätte haben können, bringt Erda heute ein Gefühl der Solidarität zum Ausdruck, das eine mitfühlende Verbindung zwischen uns ermöglicht hat. Ich stelle nicht mehr die menschliche Notwendigkeit ihrer Liebe zum Vater in Frage. Sie bedroht nicht meine Liebe zu meinen Eltern.

Ich habe versucht einige Mechanismen zu erläutern und “turning points” zu beschreiben, die diesen Transformationsprozess bewirkt und getragen haben. Es stellt sich die Frage welche innere Kraft

¹⁵ Erda beschreibt in Kapitel 3 dieses Ereignis aus ihrer Perspektive.

uns – nicht nur Erda und mich sondern die gesamte PAKH-Gruppe – motiviert hat, uns diesem schwierigen und beschwerlichen Prozess der Wiederherstellung zerstörter zwischenmenschlicher Verbundenheit auszusetzen und voranzutreiben.

Der Holocaust war in erster Linie ein Kreuzzug gegen das Menschsein, begangen von Menschen, die selbst ihre Fähigkeit zur Liebe und demzufolge ihre Menschlichkeit verloren hatten. Der Psychoanalytiker Arno Gruen schreibt: „*Das Ungeheuerliche des Holocaust war die Rache derer, die das Menschsein haßten, eine Rache gegen die Individualität, die auszurotten sie sich berechtigt fühlten.*“ (2003, S. 14.) Die Brutalisierung, die Menschen in die Lage versetzt anderen Menschen fürchterliches Leid zuzufügen, ist Folge eines Prozesses, der zum Verlust der Menschlichkeit, d.h. zur Entmenschlichung des Individuums und der Gesellschaft, die solche Entwicklungen vorantreibt, führt. Der Holocaust, die Apartheid oder der Genozid der Hutu an die Tutsi in Ruanda sind einige Beispiele aus der jüngsten Geschichte, die zeigen wozu Menschen in der Lage sein können, wenn ihr Handeln nicht mehr von Prinzipien der Menschlichkeit geleitet wird.

Das langjährige kräftezehrende Ringen der PAKH-Gruppe mit den komplexen Nachwirkungen des Holocaust sollte als Ausdruck unserer bescheidenen Bemühungen um die Bewahrung von Menschlichkeit verstanden werden. Ich bin davon überzeugt, dass die im Menschen tief verankerte Kraft der Liebe, die sich in unserer Humanität offenbart – jene Haltung der Solidarität mit Anderen, die Achtung vor dem Mitmenschen verlangt -, uns motiviert hat diesen steinigen Weg zu beschreiten. Menschlichkeit kann schnell zerstört werden; der Prozess ihrer Wiederherstellung dagegen ist beschwerlich und meist langwierig.

Literatur.

Bar-On, Dan: Die Last des Schweigens. Campus-Verlag. 1993.

Giordano, Ralph (2000): Die Zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein. KiWi 2008

Gobodo-Madikizela, Pumla: A Human Being Died That Night. A Story of Forgiveness. Cape Town. 2003

Gruen, Arno: Verratene Liebe – Falsche Götter. Klett-Cotta. 2003.

- Hammerich, B., Pfäfflin, J., Pogany-Wnendt, P., Siebert, E. & Sonntag, B. (2009). Handing Down the Holocaust in Germany: A Reflection on the Dialogue between Second Generation Descendants of Perpetrators and Survivors. In P. Gobodo-Madikizela & C. Van Der Merwe (Eds.) *Memory, Narrative and Forgiveness. Perspectives on the Unfinished Journeys of the Past* (pp. 27-46). Newcastle: Cambridge Scholars.
- Opher-Cohn, L. et al.: Das Ende der Sprachlosigkeit? Psychosozial Verlag. 2000.
- Volkan, V.: Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte. Psychosozial-Verlag 1999
- Volkan, V.: Die Anatomie der Vorbereitungen für das Symposium „Das Ende der Sprachlosigkeit?“
In: Opher-Cohn, L. et al.: Das Ende der Sprachlosigkeit? Psychosozial Verlag. 2000.
- Volkan, Vamik D./Ast, Gabriele/Greer, William F. Jr.: The Third Reich in the Unconscious: Transgenerational Transmission and its Consequences. Brunner-Routledge. 2002

